

Fabio Geda

Der Sommer am Ende des Jahrhunderts

Roman

btb



Leseprobe

Fabio Geda

Der Sommer am Ende des Jahrhunderts

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 352

Erscheinungstermin: 15. Juni 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Der Tag, an dem der 12-jährige Zeno den größten Wolfsbarsch seines Lebens fängt, verändert alles. Denn an diesem Tag wird bei seinem Vater eine lebensbedrohliche Krankheit diagnostiziert.

Zeno muss den Sommer in Norditalien beim Großvater verbringen, den er gar nicht kennt. In dessen Geschichte spiegeln sich die Tragödien des zu Ende gehenden Jahrhunderts.

Ein berührender Roman über das starke Band zwischen den Generationen und die heilende Kraft der Erinnerung.

FABIO GEDA, 1972 in Turin geboren, arbeitete viele Jahre mit Jugendlichen und schrieb für Zeitungen. Bereits sein erster Roman »Emils wundersame Reise« war in Italien ein Überraschungserfolg; das Buch »Im Meer schwimmen Krokodile« brachte ihm auch international den Durchbruch.

FABIO GEDA BEI BTB

Im Meer schwimmen Krokodile. Eine wahre Geschichte (74958)
Emils wundersame Reise. Roman (74677)

Fabio Geda

Der Sommer
am Ende des
Jahrhunderts

Roman

*Aus dem Italienischen
von Christiane Burkhardt*

btb

Die italienische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»L'estate alla fine del secolo« bei Dalai Editore, Mailand.

*Für Franco Debenedetti Teglio
Partisan der Erinnerung*



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juli 2015,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2011
by Baldini Castoldi Dalai Editore S.p.A., Milano
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Albrecht Knaus Verlag in der Verlagsgruppe Random
House GmbH, München

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München
Umschlagmotive: © Shutterstock / jorgen mcleman; Shutterstock/
Liusa; Shutterstock/Le Panda

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck
SL · Herstellung: sc
Printed in Germany

ISBN 978-3-442- 74935-5

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Beam mich hoch, Scotty.

(Käpt'n James Tiberius Kirk zu seinem Zweiten Offizier
Montgomery Scott, damit der ihn wieder
auf das Raumschiff Enterprise teleportiert.)

*Wenn wir uns nicht erinnern,
können wir nicht verstehen.*

(E. M. Forster)

1. KAPITEL

Als ich in Jogginghose und K-Way das Haus verließ, mit zwei Dosen Würmern, von denen eine für mich und eine für meinen Vater bestimmt war, in der einen Hand den Kescher und in der anderen die neue Angel – und zwar auf Zehenspitzen, um meine Mutter nicht zu wecken –, sagte ich: »Okay, okay, von mir aus hast du recht.« Mein Vater reagierte nicht darauf, da ich in solchen Momenten angeblich nicht vernünftig mit mir reden lasse: Das sei in etwa so, als wollte man eine Winterbrasse fangen, und dafür braucht man Geduld und eine Langleine – das Schleppnetz kann man vergessen.

Bis wir das Boot zu Wasser gelassen hatten, wechselten wir kein einziges Wort. Während mein Vater im Bug saß und ruderte, wobei er die Ruderblätter höchst elegant eintauchte, ohne zu spritzen, so als hätte er noch eine alte Rechnung mit dem Meer zu begleichen, bedeutete er mir stumm, mich umzuschauen. Unser Dorf Capo Galilea war nur noch eine Erhebung hinter der Küste: sandfarbene Häuser und in den Gassen Lichter wie Fackeln. Der Mond stand hoch am Himmel, über dem Hafenbecken und dem Hügel, der tatsächlich jeden Sommer in Brand gesteckt wurde wie eine Fackel. Vor zwei Jahren war der Vater eines Freundes ums Leben gekommen, als er die Laube und die Weinterrassen seines Schwagers retten wollte. Denn es stimmt einfach nicht, dass Feuer ein reinigendes Element ist,

wie Pfarrer Don Luciano immer so schön sagt; Feuer ist unberechenbar, es holt sich auch Unschuldige. Der Himmel war indigoblau, nur im Osten waren ein paar Wolken zu sehen. Ich hockte im Bootsrumpf und ließ meinen Vater rudern, egal, wohin. Mit ihm hätte ich das Meer überquert und wäre bis nach Afrika, ja überallhin gefahren.

Deshalb verletzte es mich auch so, dass er mir nicht glaubte. Als der Pfarrer und die Carabinieri kurz vor dem Abendessen an unsere Tür geklopft und mich beschuldigt hatten, am Nachmittag mit Michele und Salvo eine der Milchglasscheiben der Sakristei eingeworfen zu haben – »Es hat nicht viel gefehlt, und sie hätten Signora Puglisi, die dort gerade geputzt hat, am Kopf getroffen« –, hatte mein Vater sich nicht mal nach mir umgedreht, um zu erfahren, ob diese Anschuldigung überhaupt stimmte. Dabei war ich doch dabei, saß nur eine Handbreit von ihm entfernt im Sessel! Stattdessen hatte er nur gesagt: »Das tut mir leid.«

Ich war aufgesprungen. »Was tut dir leid, Papà? Ich habe überhaupt nichts gemacht. Ich habe nichts damit zu tun. Ich habe Michele und Salvo heute noch gar nicht gesehen. Ich war mit dem Rad am Caddusu.« Um die Carabinieri und Don Luciano dann erschrocken über meine eigene Unverfrorenheit mit knallrotem Kopf anzuschreien: »Woher wollt ihr das überhaupt wissen? Habt ihr sie dabei fotografiert?«

»Der Laufbursche vom Celima hat sie erkannt.«

»Der Laufbursche vom Metzger? Der Blinde?«

»Er ist nicht blind.«

»Na, habt ihr seine Brille gesehen? Kennt ihr den überhaupt? Ich schon.«

»Eben drum!«, hatte sich der Carabinieri eingemischt. Er war groß und schnauzbärtig, seine Tochter ging auf dieselbe Schule wie ich und war hässlich. »Er kennt dich nämlich auch.«

»Er lügt.«

Der Carabinieri hatte nur gegrinst. »Warum sollte er?«

Ich zuckte die Achseln. »Woher soll ich das wissen? Das müsst ihr ihn schon selber fragen.«

Mein Vater war aus dem Zimmer gegangen, um ein Taschentuch zu holen. Als er zurückkam, wischte er sich Blut von der Nase; er hatte häufig Nasenbluten. »Und was sagen die anderen beiden?«

»Michele und Salvo? Auch sie streiten alles ab. Und wissen Sie, wo sie gewesen sein wollen?«

»Am Caddusu?«

Der Carabinieri hatte erneut gegrinst, so als wollte er andeuten, dass eine gewisse Intelligenz dazu gehört, sich gegenseitig zu decken, wir aber nicht so intelligent wären.

»Nein. Der eine war zu Hause und hat gelernt, und zwar *allein*. Der andere war zu Hause und hat etwas im Fernsehen gesehen, ebenfalls *allein*. Der Laufbursche vom Celima hat zwei der drei Burschen erkannt, die den Stein geworfen haben.« Daraufhin fügte er an mich gewandt hinzu: »Außerdem weiß doch jeder, dass man Michele, Salvo und dich stets im Dreierpack antrifft. Ihr haltet zusammen wie ein Schwarm Sardinen.«

Meine Mutter hatte Kaffee aufgesetzt, doch sie hatten abgelehnt: »Danke, Signora, aber das ist eine ernste Angelegenheit.« Die kaputte Scheibe müsse ersetzt werden. Außerdem müssten wir zur Wiedergutmachung arbeiten, so Don Luciano: »Damit euch die ganze Gemeinde verzeiht.« Bei diesen Worten beschrieb er mit beiden Zeigefingern einen riesigen Kreis. »Und bei Signora Puglisi werdet ihr euch auch entschuldigen.«

Nachdem sie weg waren, blieb ich fassungslos sitzen. Ich war zu Unrecht beschuldigt worden, doch mir fehlte die Kraft, mich zu wehren: An diesem Tag war niemand außer mir am Caddusu gewesen – weder Michele noch Salvo. Weder Alfio, der Adop-

tivsohn des Apothekers, noch Marinella. Ich war dort mindestens zwei Stunden lang die Dünen runtergebrettert. Ich war sogar gestürzt. Der Beweis dafür war eine gezackte Schürfwunde an der Wade. Aber Blut ist stumm: Es konnte schlecht auf den Stein zeigen, der mir die Schramme beigebracht hatte – ein aus der Einfriedungsmauer ragender Tuffsplitter.

Mein Vater hatte die Carabinieri und den Pfarrer barfuß, in kurzen Hosen und Gummihandschuhen hinausbegleitet (er nahm nämlich gerade Fisch aus). Worte wie *Kummer*, *Strafe*, *Schuld* standen im Raum und überdeckten den Makrelengeruch. Kaum war mein Vater zurück, hatte sich meine Mutter auf die Sofalehne sinken lassen, und beide hatten im Chor gesagt: »Und?«

Ich hatte geschwiegen.

»Was hast du dazu zu sagen?«

Ich blieb stumm.

»Na ganz toll! Aber vielleicht ist es in deinem Fall tatsächlich besser, du schweigst.«

Sie hatten mir befohlen, auf mein Zimmer zu gehen. Radio, Fernsehen und *X-Men* waren tabu. Ich dagegen war sprachlos über so viel Ungerechtigkeit und fühlte mich zutiefst in meinem Stolz verletzt: Ich war unschuldig und wollte das nicht erst beweisen müssen, weil es so offensichtlich war. Wenigstens meine Eltern hätten das merken müssen, schließlich stand es mir förmlich ins Gesicht geschrieben. Der Tank der Airbrushpistole war voll. Von der Schule, den Hausaufgaben und den unvermeidlichen Mahlzeiten einmal abgesehen – denn wer über dem eigenen Lokal wohnt, hat keine Chance, in Hungerstreik zu treten –, hatte ich drei Tage hintereinander am Schreibtisch gesessen und die erste Comicfigur meiner fantastischen Laufbahn als Comiczeichner gezeichnet. Hätte ich damals schon gewusst, dass ich damit Erfolg haben würde, wäre ich ehrlich gesagt gleich dabei-

geblieben, statt mich noch jahrelang auf dem Gymnasium herumzuquälen. Drei Tage hintereinander zeichnete ich den *Unschuldigen*, eine Erfindung von mir höchstpersönlich, von Zeno Montelusa, zwölf Jahre, Capo Galilea, Sizilien.

Dreihundert Meter von der Küste entfernt stellte mein Vater das Rudern hinter einer Landzunge ein: angeblich der beste Angelplatz der gesamten Provinz, wenn nicht sogar der gesamten Region, um mit der Langleine Fische zu fangen. Wir waren nicht etwa dorthin gerudert, weil wir keinen Motor gehabt hätten, sondern weil mein Vater den Lärm nicht mochte. »Ich will hören, wie das Wasser ans Boot schlägt«, sagte er immer. Schon seit Tagen wehte der Schirokko. Er hatte das Boot so glitschig gemacht, dass man drohte ins Wasser zu fallen, ohne noch mal Luft holen zu können. Deshalb blieb ich im Rumpf hocken und präparierte die Langleine, während mein Vater im Boot stand, aufs Meer hinausschaute und darauf wartete, dass der Schirokko mir die richtigen Worte zuwehte und nicht nur Wüstensand.

Der Vorschlag war von meiner Mutter gekommen: »Fahrt doch am Sonntagmorgen mit dem Boot hinaus, nur ihr beide. Und wer weiß? Vielleicht habt ihr auch ein bisschen Wahrheit im Gepäck, wenn ihr zurückkommt?«

Aber von welcher Wahrheit spricht sie eigentlich?, dachte ich. Die Wahrheit erfährt, wer danach sucht. Will man dagegen bloß bestätigt bekommen, was man ohnehin zu wissen glaubt, ist das einfach scheiße. Denn dann muss ich mich entschuldigen, sagen, dass der andere recht hat. Meine Mutter glaubte mir nach wie vor nicht wirklich, das war ihr deutlich anzuhören. Aber damals konnte ich ihr nicht mal Kleinigkeiten begreiflich machen, zum Beispiel dass ich kein Pausenbrot mehr mitnehmen, sondern wie alle anderen auch in die Bar gehen wollte. Es war ja gut und schön, dass wir ein Restaurant hatten, in dem man gesund

aß. Aber das war noch lange kein Grund, mir Panini mit Resten vom Vortag mitzugeben. Ich schaffte es einfach nicht, ihr das zu sagen, geschweige denn etwas zu meiner Verteidigung vorzubringen: Allein beim Gedanken daran kamen mir Wuttränen.

Ich nahm einen der dicken braunen Würmer aus der Dose. Salvo und ich hatten sie am Tag vor der Sache mit dem Sakristeifenster am Strand von Mazara del Vallo gesammelt, der voller Neptungräser und Miesmuscheln ist. Der erste Angelauswurf misslang, also holte ich die Leine wieder ein und warf sie energischer aus. Nach nicht einmal zehn Minuten hatte ich die ersten beiden kleinen Meerbrassen im Eimer. Mein Vater, der die Würmer sorgfältig am Haken befestigte, angelte vom anderen Ende des Bootes aus, damit wir uns nicht in die Quere kamen. Er ließ die Schnur nervös zucken, eine in unserer Familie weit verbreitete Technik, die er mir irgendwann beibringen würde. Er zog aber nur einen kleinen gefleckten Wolfsbarsch heraus und die eine oder andere Meerbrasse. Nach einer Stunde, in der ein Fisch nach dem anderen anbiss, tat sich nichts mehr. Auch der Schirokko hörte auf zu wehen. Bei Tagesanbruch wurden die Fische, die anbissen, immer weniger und kleiner. In diese Stille fragte mein Vater: »Warum habt ihr das getan?«

»Was?«

»Du weißt genau, was ich meine.«

»Diese Frage ist vollkommen absurd!«, erwiderte ich.

»Was ist absurd?« Er hatte die Stimme erhoben, was das Schwanken des Bootes verstärkte. »Dass ich verstehen will, warum drei Jungs, die wirklich alles haben – Freiraum, um sich auszutoben, das Vertrauen ihrer Eltern, ja vor allem das Vertrauen ihrer Eltern –, warum diese drei Jungs also beschließen, ein Kirchenfenster einzuwerfen? Ausgerechnet ein Kirchenfenster! Wozu das Ganze, Zeno? Aus Langeweile, aus Wut? Gibt es bei uns zu Hause vielleicht Probleme? Musst du etwa mit an-

sehen, wie deine Eltern sich prügeln, sich Gegenstände an den Kopf werfen oder beschimpfen? Denn so heißt es doch immer, wenn etwas schief läuft: ›Da wird es zu Hause Probleme geben.‹ Aber bei uns gibt es, Scheiße noch mal, keine Probleme!«

Es war das erste Mal, dass er mich so anschrie, ja das erste Mal, dass ich hörte, wie er das Wort *Scheiße* in den Mund nahm. Auf Sizilianisch tat er das öfter, aber nicht auf Italienisch. Das Boot schaukelte, ein Schaukeln, das sich auf meinen ganzen Körper übertrug. Ich schwankte zwischen Angst und Stolz, weil ich nicht wusste, wozu mein Vater noch fähig war, und weil wir eigentlich ein ganz anderes Verhältnis hatten. Wir hatten beide einen Punkt überschritten, eine Boje hinter uns gelassen und erkundeten unbekannte Gewässer.

In diesem Moment fing ich den größten Wolfsbarsch meines Lebens.

Während ich nicht richtig aufpasste und einer Stimme lauschte, die ich besser kannte als meine eigene, die sich aber noch nie so fremd angehört hatte, während ich über den unerwarteten Übergang in einen neuen Lebensabschnitt staunte – über die Worttaufe, die den veränderten Umgangston zwischen Vater und Sohn markierte –, während ich also Rute und Schnur hielt, spürte ich ein Ziehen. Ein heftiges Ziehen. Einen plötzlichen Ruck. Einen Moment lang hatte ich Angst, die Angel könnte ins Meer fallen. Ich umklammerte Griff und Kurbel und schrie. Keine Ahnung, was ich da schrie, ich weiß nur noch, dass er sofort neben mir stand, zog, Spiel gab, die Schnur straffte und wieder lockerließ, bis ein Wolfsbarsch, der für Weihnachten und Silvester zusammen gereicht hätte, wie ein Geschoss aus dem Meer kam, schließlich nach einem Gleitflug besiegt in unserem Boot liegen blieb und zappelte, als wollte er das Boot versenken und uns mit in die Tiefe ziehen.

Sekundenlang stützten wir uns erschöpft vor Anstrengung

und Aufregung auf den Oberschenkeln ab. Als ich mich gerade aufrichten und ihm freudig erklären wollte, dass seine Frage schon allein deshalb absurd sei, weil er in der Mehrzahl gesprochen habe – eine Mehrzahl, die suggerierte, ich hätte gemeinsame Sache mit Michele und Salvo gemacht, nur weil wir miteinander befreundet waren, womit er meine moralische Urteilsfähigkeit infrage stellte –, ja, als ich mich also gerade aufrichten und ihn umarmen wollte, sah ich, wie er in Ohnmacht fiel.

Ich hatte noch nie zuvor gesehen, wie jemand in Ohnmacht fällt, aber es war genauso, wie man sich das vorstellt: Er verdrehte die Augen, kippte zur Seite, knallte mit der Schläfe gegen die Bordkante und blieb liegen.

Mein Sommer – der Sommer des Jahres 1999 – hatte in jenem März begonnen, nur dass ich das damals noch nicht wusste, weil ich keinen Blick dafür hatte.

Aber hätte ich es überhaupt wissen können? Mein Vater klagte über Blut, das die Borsten seiner Zahnbürste und die weiße Sanitärkeramik befleckte, wenn er abends ins Bad ging, um sich vom Küchengeruch nach Frittüre und Fisch zu befreien. Oder gleich nach dem Frühstück, bevor er in seine bequeme Hose mit den Seitentaschen schlüpfte, das Haus verließ und einen Espresso auf der Piazza trank, um anschließend auf den Markt zu gehen.

Hätte ich im Zahnfleischbluten meines Vaters ein Alarmsignal erkennen können? Nachts schwitzte er so stark, dass meine Mutter das Bettzeug wechseln musste – genau wie damals, als ich noch klein war und ins Bett machte. Wenn sie keine Lust hatte, es zu waschen, hängte sie es einfach auf die Leine, damit es von Sonne und Wind getrocknet wurde. »Heute Abend wirst du das Gefühl haben, im Freien zu schlafen«, sagte sie dann, um sich zu rechtfertigen. Schließlich war der ganze Innenhof schon

ein einziges Flattern von Tischdecken und Servietten. Nun auch noch Bettzeug.

Barg dieses Fahnenschwenken ein an mich gerichtetes verschlüsseltes Signal?

Englisch- und Matheprüfungen bestehen. Das Vorne-an-der-Tafel-ausgefragt-Werden überleben. Es bis an die Spitze des Capo Galilea Football Club schaffen, selbst wenn man in eine höhere Altersklasse wechselt, plötzlich wieder der Kleinste ist, und es Vierzehnjährige gibt, deren behaarte Beine deine Hand streifen. Mit dem Rad den Caddusu – das karge, buckelige Gelände am nördlichen Ende des Dorfes – rauf und runter brettern, und zwar in weniger als vierzehn Minuten. Comics tuschen und mit der Airbrushpistole kolorieren, und dann natürlich noch Michele und Salvo und der Strand (Sex war damals noch kein Thema für mich): Das war meine Welt, von dort kamen die Signale, die ich entziffern konnte, als mir das Leben im Frühling 1999 plötzlich um die Ohren flog.

Meine Eltern, Vittorio Montelusa, siebenunddreißig, geboren in Capo Galilea – und zwar zu Hause, weil es bei uns kein Krankenhaus gibt, das nächstgelegene ist siebenundzwanzig Kilometer entfernt –, und Agata Coifmann, dreiunddreißig, geboren in Turin, führten das Familienlokal Mare Montelusa, das mein Großvater 1954 eröffnet hatte und das für seine traditionelle sizilianische Küche berühmt war. In vielen Reiseführern wurde das Mare Montelusa für die *sarde a beccafico* meiner Großmutter Giovanna, für das gute Preis-Leistungs-Verhältnis und für die familiäre Atmosphäre gelobt. Bevor meine Großeltern das Lokal ihrem einzigen Sohn und dessen Frau übergaben, war die Arbeit wie in einer von Henry Fords Fabriken organisiert gewesen. Weniger im Sinne von Fließbandarbeit, sondern im Hinblick auf die Bevormundung der Mitarbeiter, bestehend aus Hilfsköchen, Kellnern, Tellerwäschern und Lieferanten, sodass

mein Vater mit zwanzig nach Turin floh, um fernab der übermächtigen Vaterfigur seine eigenen Erfahrungen zu machen.

Mein Vater hatte noch einen zehn Jahre älteren Bruder, Onkel Bruno, der sich jedoch nie fürs Kochen, geschweige denn fürs Montelusa interessiert hatte. Nach seinem Ingenieurstudium war er für ein Praktikum nach Australien gegangen und nie mehr zurückgekehrt. Er hatte geheiratet, zwei Töchter bekommen und lebte in der Nähe von Melbourne. In meinen ersten zwölf Lebensjahren habe ich ihn bloß dreimal gesehen, und beim ersten Mal war ich noch so klein, dass ich mich nicht mehr daran erinnern kann.

In Turin arbeitete mein Vater in einer in den Hügeln gelegenen Trattoria, die sich auf *fritto misto alla piemontese* und *bagna cauda* spezialisiert hatte. Von dort aus hatte er einen fantastischen Blick auf den Po, auf die Dächer der Stadt und die Alpen. Als er eines Morgens über den Markt an der Porta Palazzo schlenderte, traf er eine junge Frau, die gerade nach den *richtigen* Aprikosen für die *richtige* Konfitüre für das Sachertortenrezept ihrer Mutter, meiner Großmutter Elena, suchte (die ich leider nie kennengelernt habe). Wie er später erzählte, war er, fasziniert von ihren roten Haaren, stehen geblieben – und das, obwohl sie gar nicht rot sind (meine Mutter hat kastanienbraune Haare). Doch wegen des orangefarbenen Sonnensegels, das der Gemüsestandbesitzer an jenem heißen Herbsttag aufgespannt hatte, müssen sie tatsächlich so ausgesehen haben. Haare, die meinen Vater in Kombination mit den grünen Augen meiner Mutter – und die sind tatsächlich grün – dermaßen hypnotisiert haben, dass alles andere aus seinem Blickfeld verschwand.

Sie waren jahrelang ein Paar, ohne groß darüber zu reden oder ihre Beziehung zu legalisieren – ganz einfach aus dem Bedürfnis heraus, in einer unbeschwerten Zeitblase zu leben. Erst als sie sich offiziell verlobten und mein Vater fremden Kü-

chen nicht mehr viele Geheimnisse abschauen konnte, fragte er sie, ob sie nicht mit ihm nach Sizilien gehen wolle, um dort das Restaurant zu führen, das mein Großvater ihm irgendwann übergeben werde. Nicht weil der keine Lust mehr gehabt hätte, Gott bewahre, sondern aus Altersgründen.

Sie willigte ein, und neun Monate später kam ich zur Welt.

Ich.

Tja, und heute bin ich Zeichner. Ich zeichne und schreibe, aber in erster Linie zeichne ich. Es gibt Autoren, die sich nur von ihrer Fantasie leiten lassen, aber ich gehöre nicht dazu. Ich liebe die Synergie, die entsteht, wenn aus den Worten des einen die Bilder des anderen werden. Diesem alchimistischen Verwandlungsprozess gilt meine ganze Leidenschaft. Ich lerne jemanden kennen, und wir fantasieren gemeinsam drauflos: Der andere hat Welten im Kopf und ich in den Händen, am Ende befruchten sich unsere unterschiedlichen Welten, und es entsteht eine dritte, noch bessere Welt.

Der erste italienische Comic aus meiner Feder war Teil eines Sonderhefts von *Nathan Never* mit dreizehn Geschichten von dreizehn verschiedenen ausländischen Autoren. Ein befreundeter Franzose empfahl mich weiter, ich schickte dem Verlag ein paar Arbeitsproben, fuhr nach Mailand, um mich vorzustellen, und wurde genommen.

Vor einem Jahr bekam ich eines Morgens eine Mail, und zwar an einem dieser Tage, an denen man sich fragt, ob das wirklich alles einen Sinn hat, sosehr man seine Arbeit auch liebt und sich dafür begeistert – schließlich hätte man sich als Junge fast in die Hosen gemacht vor Aufregung, eines Tages sagen zu können, *Ich bin Comiczeichner*. Nun, an einem dieser Tage bekam ich eine Mail mit folgendem Inhalt:

Ciao Zeno,
im Anhang findest du einen ersten Entwurf zu *Shukran*
sowie ein Exposé für die ersten drei Bände. Noch bin ich
nicht hundertprozentig überzeugt, aber bald hab ich's.
Ich brauche eine Figureskizze. Wenn du die fertig hast,
schicken wir alles an Jean-Louis.

Die Mail kam von Roberto Crocci, einem der besten Comicautoren überhaupt. *Shukran* ist eine Comicreihe über einen Typen, den wir uns gemeinsam ausgedacht haben: Er ist eine Art Superheld, der zwar keine übernatürlichen Kräfte besitzt, aber dafür stark und intelligent ist und darüber hinaus über die notwendige Ausrüstung verfügt, Flüchtlingen beim Überwinden von Grenzen zu helfen und sie vor Menschenhändlern sowie der Abschiebung in die Heimat zu bewahren. Er rettet sie aus Seenot, führt sie aus der Wüste oder aus unwirtlichen Gebirgsregionen und hilft ihnen, nicht in Flüchtlingslagern zu landen. Was *Captain America* mit Nazis und KZs gemacht hat, macht *Shukran* in einem zukünftigen Europa mit Frontex und Flüchtlingslagern (wir schreiben das Jahr 2050); in einem Europa, das seinen Schutz an die Europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen delegiert hat.

Diese Mail kam im Februar, das weiß ich noch wie heute – wie sollte ich das auch jemals vergessen? Ich machte mich also an die Arbeit und schickte ihm meine Entwürfe sowie ein Storyboard der ersten Folge. Jean-Louis Icardi, der Verleger des französischen Verlags Dargaud, war hellauf begeistert. Der Comic erschien noch im November desselben Jahres, schon Ende des Monats musste nachgedruckt werden. Kurz vor Weihnachten standen die Leute Schlange, um sich die letzten Exemplare zu sichern. Im April erschien *Shukran* »nach dem Riesenerfolg

zweier italienischer Autoren in Frankreich« (*Corriere della Sera* vom 17. März) auch in Italien und überall auf der Welt.

Ich kann es immer noch kaum fassen.

Nachts wache ich auf und mache Licht im Atelier. Der Schreibtisch liegt unter den vielen Zeichnungen von *Shukran* begraben, die gelb gestrichenen Wände sind von Hunderten von Fotos bedeckt. Dazu zwei an mich und Roberto gerichtete Drohbriefe. Darin steht, dass wir das noch bitter bereuen werden blablabla – Hakenkreuze, das volle Programm. Ich habe sie ans Fenster gehängt. Wenn ich müde bin oder keine Lust mehr habe, schaue ich sie an: Ein kurzer Blick genügt, und ich mache mich wieder an die Arbeit.

Das bin ich heute.

Im Frühling 1999 aber, als der seltsamste Sommer meines Lebens seinen Lauf nahm, zeichnete ich noch keinen *Shukran*, obwohl ich schon damals gern zeichnete. Damals bekam ich noch keine Drohbriefe von Rechtsextremen und reiste auch nicht um die Welt, um das größte Comicphänomen seit *Captain America* zu bewerben. Damals war ich zwölf Jahre alt, und während die Sonne in ihrer ganzen Pracht über dem Mittelmeer aufging, versuchte ich, den Bootsmotor anzuwerfen, um meinen Vater an Land zu bringen. Einen Vater, der aus meiner Sicht genauso gut tot hätte sein können.

Das erste Handy, das 1998 in die Familie Montelusa-Coifmann Einzug hielt, war ein Motorola StarTAC. Mein Vater und ich hatten es wegen unserer gemeinsamen *Star Trek*-Leidenschaft ausgesucht. (Das StarTAC war vom Kommunikator inspiriert, den Käpt'n Kirk und andere Besatzungsmitglieder der Enterprise benutzten.) Angeregt hatte den Kauf allerdings meine Mutter, denn wenn mein Vater in Herbstnächten bei starkem Nordostwind mit dem Boot draußen war, musste sie aufstehen und die

Wohnzimmermöbel polieren oder Konserven beschriften, um ihre Angst zu betäuben. Sowohl zu Hause als auch im Restaurant gab es ein Festnetztelefon. Aber wenn wir verreisten oder über Nacht wegblieben, nahmen wir immer das Handy mit – mehr zur Beruhigung als aus einer echten Notwendigkeit heraus.

An diesem Morgen hatten wir es zu Hause gelassen. Der Akku war leer, und mein Vater hatte vergessen, ihn wieder aufzuladen.

Ebenso angsterfüllt wie ahnungslos stürzte ich mich auf den Außenbordmotor. Ich zog an der Anlasserleine, aber der Vergaser wurde von meiner Angst verstopft. Ich entlüftete den Tank, wie ich das bei meinem Vater schon oft gesehen hatte. Daraufhin änderte der Motor sein Geräusch, vielleicht lag es am Zündfunken. Anschließend sprang er an. Ich atmete durch Nase, Mund und Ohren. Ich hatte das Boot bereits gesteuert, aber stets unter Aufsicht meines Vaters, der kontrollierte, wie fest ich die Ruderpinne hielt und in welche Richtung der Bug zeigte. Ich brauchte eine Viertelstunde bis zum Landungssteg – fünfzehn Minuten, in denen sich die Erdzeitalter hintereinander auftürmten, Gletscher und brüllende Lavahitze mit sich brachten. Es fielen auch Worte; Worte, die ich nicht aussprach, die mir aber trotzdem über die Lippen kamen: Wach auf, Papà, wach auf! In dieser Viertelstunde verschwendete ich keinen Gedanken daran, was ich tun würde, wenn ich das Boot vertäut hätte. Bestimmt würde aus dem Nichts ein Krankenwagen auftauchen. Doch dem war nicht so, keine Menschenseele war zu sehen. Ich sprang auf die Hafenmole, packte meinen Vater unter den Achseln und versuchte, ihn aus dem Boot zu hieven, aber er war zu schwer. Bis nach Hause waren es acht Minuten zu Fuß – zwei, wenn man rannte. Anderthalb Minuten später sackte ich auf dem Wohnzimmerboden zusammen. Meine Mutter hatte mich vom Fens-

ter aus gesehen und kam leichenblass die Treppe herunter, einen ganzen Katalog stummer Fragen auf den Lippen.

»Ohnmächtig. Lauf. Hafenmole. Boot«, sagte ich.

Sie verließ barfuß das Haus, in dem Wolverine-T-Shirt, das ihr eine Freundin aus Los Angeles mitgebracht hatte und das ihr vier Nummern zu groß war. Sie benutzte es als Nachthemd. Sie rannte unter einem dermaßen bunt schillernden Himmel davon, dass man meinen konnte, sämtliche Engel des Paradieses hätten ihn grün und blau geschlagen.

Wie wir später erfuhren, wurde sie dabei von Don Luciano gesehen, der Bibelse zitierend durch die Gassen von Capo Galilea lief; von Lorenzo, dem Sohn des Gemüsehändlers, der gerade von einer Party zurückkam und stehen geblieben war, um an die Leitplanke zu pinkeln, sowie von Signora Puglisi, die an Schlaflosigkeit litt, ihren Mann nicht wecken wollte und deshalb auf ihrer Terrasse saß und Kreuzworträtsel löste. Sie alle sahen uns rennen und beugten sich neugierig vor, weil sie wissen wollten, was das wohl für ein Notfall sei. Aber der Notfall hatte sich bereits erledigt: An der Hafenmole saß mein Vater auf dem Boot und hatte den Kopf in die Hände gestützt. Er blutete stark aus seiner Schläfenwunde. Wir halfen ihm auf den Landungssteg.

Nachdem wir die Wunde zu Hause desinfiziert und mit Gaze verbunden hatten, sagte meine Mutter, sie gingen jetzt in die Notaufnahme. Nicht die Wunde mache ihr Sorgen – mein Vater hatte sich in der Küche oder als Kind beim Fischen an den Felsen schon ganz andere Wunden zugezogen, von denen er eine lange Narbe an der linken Wade zurückbehalten hatte –, sondern der Ohnmachtsanfall. Mein Vater war noch nie in seinem Leben in Ohnmacht gefallen.

»Ich komme mit.«

Meine Mutter saß auf dem Bett und zog sich einen Rock an.

Neben ihr auf der Kommode stapelten sich Romane von Stephen King, John Grisham und Georges Simenon. Die Mütter meiner Freunde lagen im Liegestuhl und lasen Romane über Hunde oder japanische Liebespaare, doch meine Mutter entspannte sich abends mit Stephen King.

»Nein, du bleibst zu Hause!«, sagte sie.

»Warum?«

»Weil wir nicht wissen, wie lange es dauert. Weil die Notaufnahme kein Ort für Kinder ist. Weil du in einer Stunde zu den Großeltern gehen und ihnen Bescheid geben wirst.« Sie schloss die Augen. »Aber jag ihnen keinen Schrecken ein, verstanden? Und anschließend machst du Mathe.«

»Wieso denn Mathe?« Ich zuckte zusammen. »Wir haben keine Hausaufgaben auf.«

Sie drohte mir mit dem Mascarabürstchen. »Du musst Mathe lernen.«

»Du hast doch nicht etwa Simona angerufen?«

»Wieso, hätte ich das deiner Meinung nach lieber lassen sollen?«

»Ausgerechnet heute?«

»Warum nicht heute, Zeno?« Meine Mutter hob beide Hände, als wollte sie einen Pass annehmen, aber es gab keinen Ball aufzufangen. Vielleicht wollte sie auch Gedanken auffangen oder eine Kopfnuss andeuten. »Schreibst du am Dienstag eine Prüfung oder nicht?«

»Ja, aber ...«

»Hast du morgen Fußballtraining?«

»Ja.«

»Welchen Tag haben wir heute?«

»Sonntag.«

Sie zählte an den Fingern ab: »Sonntag, Montag, Dienstag. Wann hattest du vor, mit Simona zu lernen?«

Ich unterdrückte ein genervtes Stöhnen und wollte in mein Zimmer verschwinden, hatte mich aber noch nicht von meinem Vater verabschiedet. Ich ging nach unten, wo er in der Küche saß und sich einen Eisbeutel an die Schläfe hielt. Ich umarmte ihn von hinten. Er drehte das Lederarmband, das er mir geschenkt hatte und auf dem »Zeno« in chinesischen Schriftzeichen stand.

»Es tut mir leid«, sagte er. Ich presste mein Ohr an seinen Rücken, denn von dort kam seine Stimme.

»Was?«

»Dass ich dir so einen Schrecken eingejagt habe.«

»Du hast mir keinen Schrecken eingejagt«, log ich.

»Wirklich nicht?«

»Wirklich nicht.« Er nahm meine Hand, und ich drückte ihn.

»Ich wollte dir noch sagen, dass ...«

»Darüber reden wir, wenn ich wieder da bin.«

»Ich ...«

»Zeno, ich sagte, darüber reden wir, wenn ich wieder da bin.«

»Ich bin so weit, wir können los«, sagte meine Mutter.

Ich half ihm beim Aufstehen. »Wartet.« Ich rannte in die Küche, um Handy und Aufladegerät zu holen. »Hier!«

»Der Akku ist leer.«

»Dann ladet ihr ihn eben im Krankenhaus auf.« Ich steckte beides in ihre Tasche.

Ich sah ihnen nach. Es war sieben Uhr morgens, und ich war müde, denn ich war früh aufgestanden. In diesem Moment fiel mir der Wolfsbarsch wieder ein. Er war im Boot geblieben, und ich beschloss, ihn zu holen. Unterwegs traf ich meinen Großvater Melo, der eigentlich Carmelo heißt. Aber mit drei hatte ich ihn Melo getauft – ein Name, der ihm geblieben war. Er kaufte gerade die Zeitung. Ich brachte ihm vorsichtig bei, was passiert war, und sagte Sachen wie *alles nicht so schlimm, harmlos, nur eine kleine Platzwunde, einfach sehr müde*. Daraufhin bat er

mich, ihm die Handynummer auf einen Kassenzettel, den er aus seiner Hosentasche kramte, zu schreiben, auch wenn wir sie ihm schon zigmal gegeben hatten.

Außer meinem Großvater war so gut wie niemand unterwegs. Es war noch früh und ein wunderschöner Tag. Zwischen den Häusern hing ein leises Summen, so als schnurrte der ganze Ort wohligh wie eine Katze.

Die Fische waren alle noch im Eimer. Der größte Wolfsbarsch meines Lebens! Ich trug ihn nach Hause, legte ihn in den Kühlschrank, ging auf mein Zimmer und zog die Vorhänge zu. Ich schlüpfte unter die Decke und schlief ein. Zwei Stunden später weckte mich ein Klingeln. Ich machte auf. Es war meine Großmutter.

»Zeno, isst du mit uns zu Mittag?«

»Ja.«

»Wir haben auf dem Handy angerufen, aber da geht bloß eine Frau mit einer merkwürdig metallischen Stimme dran. Meinst du, ich habe mich verwählt?«

»Nein, Oma, du hast dich nicht verwählt, das Handy ist ausgeschaltet. Und wenn es ausgeschaltet ist, sagt eine Stimme, dass der Anschluss vorübergehend nicht erreichbar ist. Was hat die Stimme denn gesagt?«

»Was weiß ich! Als ich sie gehört habe, habe ich sofort aufgelegt. Ich will nicht mit dieser Frau reden. Ich will deinen Vater oder deine Mutter sprechen.«

Hinter ihr konnte ich zwischen dem Basilikum und der Rathausmauer Simona auf ihrem Fahrrad entdecken. Simona ging in die zehnte Klasse und sollte aus meiner ignoranten Zahlenaversion eine intelligente Zahlenaversion machen. Ihr Plan sah vor, dass ich meine Matheaversion behalten durfte, aber nicht ohne zu wissen, wogegen sie sich genau richtete. Noch war ihr Plan nicht aufgegangen, aber allein Simonas Anwesenheit führte

zu einer regelrechten Zukunftseuphorie in meiner Familie, so als hätte ich das Schlimmste bereits hinter mir. Und das genügte, dass ich die Nachhilfestunden über mich ergehen ließ: ein Minus an negativen Schulaussichten auf der einen und ein Plus an Wohlwollen in Bezug auf meine Wünsche auf der anderen Seite. So was nennt man Algebra, oder etwa nicht?

Der Tag wollte einfach kein Ende nehmen. Gegen eins hatte meine Mutter angerufen: Es würden mehrere Untersuchungen vorgenommen, sie sei kurz rausgegangen, um sich die Beine zu vertreten und ein Eis zu essen. Als ich abends um acht den Wagen hinter der Hofmauer hörte, fiel mir wieder ein, dass ich den Tisch noch nicht gedeckt hatte. Sonntag war Ruhetag, und da musste ich im Haushalt schuften. Ich rannte die Treppe hinunter und passte meine Mutter an der Haustür ab.

Doch die Frau, die mir entgegenkam, war kaum wiederzuerkennen: Das übliche Strahlen, das kindliche Staunen und Urvertrauen waren verschwunden. An ihre Stelle war etwas anderes getreten. Schon wie sie die Türklinke umklammerte und die Handtasche an sich presste, ließ ungeahnte Abgründe voller Eisstalaktiten und Fledermäuse erkennen.

Ich rang verzweifelt nach Worten, vergeblich. Sie biss sich heftig auf die Unterlippe, aber weinte nicht, wahrscheinlich aus Rücksicht auf mich. Stumm nahm sie meine Hand und zog mich aufs Sofa. Dort blieben wir stocksteif sitzen, die Knie zusammengepresst. Das Zimmer weitete sich, die Wände wichen zurück: Und im Zentrum dieser Explosion befand sich meine Mutter.

»Hör zu ...«

»Wo ist Papà?«

»Im Krankenhaus.«

»Geht es ihm schlecht?«

»Ja.«

»Wegen der Wunde?«

»Nein, nicht wegen der Wunde.«

»Warum dann?«

»Es wurden einige Untersuchungen gemacht ...«

»Was denn für Untersuchungen?«

»Papà hat Leukämie«, sagte sie, so als könnte nur dieses Wort bis zu mir vordringen, um sich dann mit anderen Informationen zu verknüpfen, damit sie dem nichts mehr hinzufügen musste. Aber ich hatte nicht die leiseste Idee, was das ist, Leukämie. Sie suchte in ihrer Handtasche erst nach Zigaretten, dann nach dem Feuerzeug und zündete sich eine an. Meine Mutter rauchte fast nie, und schon gar nicht im Haus. »Leukämie: Das ist eine ziemlich dicke Kröte, die wir da schlucken müssen. Das ist echt heftig.«

»Wie heftig?«

Sie stieß eine Rauchwolke zur Decke. »Er muss im Krankenhaus bleiben.«

»Für wie lange?«

»Wenn ich das wüsste!«

»Warum weißt du das nicht?«

»Weil ich es nun mal nicht weiß.«

»Aber die Ärzte müssen das doch wissen.«

»Nein.«

»Wieso denn nicht?«

»Sie wissen es nicht, Zeno.«

»Aber es sind doch Ärzte.«

»Weißt du noch, Zeno, als wir dieses Samentütchen auf dem Dachboden gefunden haben und nicht wussten, welche Samen es enthält?« Bei diesen Worten strich sie mir übers Haar, das länger war als sonst. Sie teilte meinen Pony über der Stirn. »Wir haben sie eingepflanzt, und es waren Ringelblumen. Wir haben

die Pflanzen großgezogen, indem wir sie gegossen und vor zu viel Sonne geschützt haben. Wir wussten nicht, was am Ende dabei herauskommt.« Sie nahm einen Zug von ihrer Zigarette. Sie suchte nach den richtigen Worten, denn wenn man ein Kind großzieht, gehört das auch dazu: nicht zu lügen, aber ihm nicht die Hoffnung zu nehmen, auch wenn man sie selbst längst aufgegeben hat. »Die äußeren Umstände haben dafür gesorgt, dass die Pflanzen wachsen durften«, sagte sie. »Manchmal muss man einfach Geduld haben.«

Und so kam es, dass die *dicke Kröte*, wie meine Mutter und ich Vaters Krankheit nannten, die zwar über Nacht ausgebrochen, aber nicht über Nacht entstanden war, weil mein Vater laut den Ärzten schon länger an der Blutkrankheit litt, nur dass man die Symptome anfangs gar nicht bemerkt, sondern erst, wenn man ins Krankenhaus muss, und dann ist es schon sehr spät, nicht *zu spät*, aber eben spät – so kam es also, dass die dicke Kröte wie eine Stichflamme einen Monat nach dem anderen verschlang und März, April, Mai, mein Schuljahr (ich wurde bloß aus Mitleid versetzt) sowie das Restaurant in Schutt und Asche legte. Meine Großeltern waren gezwungen, wieder zu arbeiten, weil mein Vater im Krankenhaus bleiben musste, wo er eine Bluttransfusion und eine Chemo nach der anderen bekam. Währenddessen wich meine Mutter ihm nicht von der Seite. Sie versuchte, mit den Ärzten zu reden, herauszufinden, was man tun, wo und wie man sich behandeln lassen kann. Ende Juni wurde ich dann mit höchst unangenehmen Zukunftsaussichten konfrontiert: Um unsere Schuld wiedergutzumachen, hatten Michele, Salvo und ich uns vom ersten Tag der Sommerferien an *pünktlich* um neun bei Don Luciano in der Pfarrei zu melden. Anschließend mussten wir für ihn und Signora Puglisi alle möglichen Handlangerdienste verrichten wie putzen, den Gemeinde-

brief austragen oder schwere Kisten schleppen. Wann diese Bestrafung ein Ende haben würde, stand noch nicht fest, aber wir hatten den bösen Verdacht, dass wir von nun an sämtliche Vormittage des Juni, Juli und – was der Himmel verhüten möge –, auch des August opfern müssten. In meinem Fall kam noch erschwerend hinzu, dass ich unschuldig war, was mich erst recht wütend machte. Als ich Michele und Salvo zum ersten Mal wieder sah und zum ersten Mal nicht an die *dicke Kröte* denken musste, hätte nicht viel gefehlt, und wir hätten uns geprügelt. Ich beschimpfte sie als Arschlöcher, schließlich ist man nicht so blöd und wirft das Sakristeifenster des *eigenen* Dorfs ein – erst recht nicht, wenn dieses Dorf nur zweitausend Einwohner hat, die sich alle untereinander kennen. Ich beschimpfte sie auch deshalb als Arschlöcher, weil sie mich nicht verteidigt, ja es nicht einmal versucht hatten. Ich war an besagtem Tag nicht dabei gewesen, und sie waren die Einzigen, die das bezeugen konnten.

Das Problem war nur, dass sie behaupteten, nichts von der Sache zu wissen; beide seien zum Zeitpunkt des Steinwurfs tatsächlich allein zu Hause gewesen: um die Photosynthese zu lernen (Michele) und um einen Dokumentarfilm über Maradona zu sehen (Salvo). Die Carabinieri und Don Luciano hätten sie dem Laufburschen vom Celima gegenübergestellt, und der habe bestätigt, sie und einen Dritten gesehen zu haben, der vielleicht ich gewesen sei oder auch nicht. Man habe ihm geglaubt, und so wie ich meine ehemals besten Freunde kannte, glaubte ich ihm auch, denn so ein Mist war wirklich typisch für sie.

»Aber wer war dann der Dritte im Bunde?«, fragte ich Salvo eines Tages, als wir in kurzen Hosen die Holzbänke der Kapelle des heiligen Hieronymus Savonarola mit einem in Leinöl getränkten Lappen auf Hochglanz brachten.

»Du willst mir also nicht glauben!«, erwiderte er und wischte sich den Schweiß mit einer öligen Hand von der Stirn.

»Ich wüsste wenigstens gern, für wen ich mir hier den Arsch aufreißel!«, sagte ich seufzend.

»Für das blinde Arschloch von einem Celima natürlich, hast du das immer noch nicht kapiert? Der hat sich das Ganze ausgedacht, wahrscheinlich hat er sogar den Stein geworfen. Um es uns heimzuzahlen und sich ins Fäustchen zu lachen. Und das nur, weil wir ihn wegen seiner Brille aufziehen!«

»Aber klar doch!«, sagte ich. »Wie soll der bitte schön das Sakristeifenster treffen? Der trifft noch nicht mal das Gebäude!«

»Soll das ein Witz sein?« Salvo warf den Lappen in den Eimer, stand auf und nahm etwas von der Fensterbank. Es war ein Etui mit einer Nickelbrille. Er reichte sie mir.

»Setz sie auf, dann beweis ich es dir!«, sagte er.

»Wem gehört die denn?«

»Don Luciano.«

»Du spinnst ja!«, sagte ich. »Leg sie sofort wieder zurück.«

»Setz sie auf! Ich habe sie gestern aufgesetzt. Und sogar mit dieser Brille, mit der man nichts sieht, hab ich das Jahrmarktsplakat da unten getroffen. Und das ist immerhin zehn Meter weit weg.«

»Leg die Brille wieder weg!«

In diesem Moment hallte die Stimme des Pfarrers durch den Raum. »Los, zurück in die Bankreihen, *ragazzi!*«, ermahnte er uns.

»Wir sind hier gleich fertig, Don Luciano«, rief ich.

»Sofort!«

Salvo legte kopfschüttelnd die Brille in das Etui zurück und dieses auf die Fensterbank zu den Geranien. »Depp!«, sagte er, als er zurückkehrte.

»Zeno.« Signora Puglisi erschien auf der Orgelempore. »Deine Mutter hat angerufen, du sollst sofort nach Hause kommen. Don Luciano hat es erlaubt.«

»Und mich lässt du im Stich?«, beschwerte sich Salvo.

»Halt dich an Michele!«, sagte ich und wischte mir die Hände an der Hose ab. »Oder an den Blinden.«

Dann schwang ich mich aufs Rad und nahm die Straße, die parallel zu den Bahngleisen verläuft. Ich fuhr am Bauholzdepot und an den zweistöckigen Neubauten vorbei, von denen einige ein gemauertes Portal hatten, aber alle einen Garten, der von vertrockneten Hecken begrenzt wurde: Seit einigen Wochen war die Hitze wirklich unerträglich, Rollläden und Markisen blieben den ganzen Tag unten. Der Himmel war klar und ohne eine einzige Wolke. Nichts ließ auf Krankheit, angegriffene Gesundheit oder Hinfälligkeit schließen. Die Hitze lud dazu ein, sich unter einer Zitronatzitrone in die Hängematte zu legen und auf einen Windhauch zu warten, der die Blätter rascheln lässt und einen an den Fußsohlen kitzelt.

Ich ließ das Rad vor unserem Tor fallen, ohne den Ständer auszuklappen, und betrat das Haus. Meine Mutter beugte sich gerade über eine Reisetasche, zwei waren bereits gepackt, und in einer davon erkannte ich meine Sachen. Mein Vater saß blass im Sessel, er hatte die Hände in den Schoß gelegt und sah ihr dabei zu.

»Wohin fahren wir?«

»Nach Genua, wegen Papà.« Meine Mutter versuchte, zwei Paar Sandalen in einer Plastiktüte zu verstauen. »Dort gibt es eine Spezialklinik. Heute Morgen kam der Anruf, und wir müssen sofort los.«

Ich hatte noch keinen Sommer *nicht* in Capo Galilea verbracht.

Capo Galilea war der *Inbegriff* von Sommer: Meer. Strand. Touristen, die außer Badesachen und Büchern auch Neuigkeiten und Offenbarungen mitbrachten. Lange Nächte. Freunde aus dem Norden, die hier ihre Ferien verbrachten, wodurch uns

jedes Mal bewusst wurde, dass wir wieder ein Jahr älter geworden waren. Im Sommer öffneten in Capo Galilea drei Strandlokale, die ansonsten geschlossen waren. Der Ort machte eine Verwandlung durch, die tausendmal aufregender war als jede Reise.

Doch ich brauchte nur einen kurzen Blick auf meinen Vater zu werfen.

»Ich hole schnell ein paar Comics«, rief ich.

»Papier, Stifte und deine sonstigen Zeichensachen habe ich schon eingepackt«, sagte meine Mutter. »Außerdem Schulbücher, das Englischlexikon und dein Tagebuch.« Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht und seufzte. »Hoffentlich habe ich nichts vergessen.« Zum ersten Mal fiel ihr Blick auf mich, und ihre grünen Augen verloren sich in den meinen, die dunkel sind wie die meines Vaters. »Schau dich gründlich um! Haben wir etwas Wichtiges vergessen?«

Ich wollte gerade die Treppe hochgehen.

»Zeno.«

Sie kam auf mich zu, stieg vorsichtig über die Taschen, als liefe sie über glühende Kohlen. Sie schloss mich in die Arme, und ich ließ mich an ihre Brust sinken mit dem Wunsch, diese Umarmung möge niemals enden.

Wie ich heute weiß, liegen 1492 Kilometer Schnellstraße zwischen Capo Galilea und Genua. Ich erwähne das nur, weil ich mich noch an jeden dieser 1492 Kilometer erinnern kann. Ich weiß noch genau, wie oft wir angehalten haben, weil mein Vater sich übergeben musste, nämlich dreizehnmal, einmal sogar auf der Notspur eines Autobahnkreuzes, auf der man eigentlich gar nicht halten darf. Ich weiß noch, welche Lieder wir gesungen haben, um uns die Zeit zu vertreiben: *La leva calcistica*, ein Lied aus dem Film *Marrakech Express*, dem Lieblingsfilm mei-

ner Eltern. *L'anno che verrà*, aus demselben Grund. *Io no* und *Una canzone per te* von Vasco Rossi, weil Michele und Salvo mir die CD zum Geburtstag geschenkt hatten. Ich erwähne das auch, weil 1492 das Jahr ist, in dem Amerika entdeckt wurde, und Christoph Kolumbus stammt schließlich aus Genua. Und wie sich herausstellte, sollten auch wir angesichts des Gesundheitszustands meines Vaters, des Problems meiner Unterbringung und der unglaublichen Hitze in diesem Sommer so manche Entdeckung machen und so manchen Sieg erringen.

In der Klinik, in der mein Vater erwartet wurde, hatte man nämlich nicht mitbekommen, dass es mich auch noch gab.

»Soll das ein Witz sein? Ich habe mehrmals gesagt, dass mein Sohn auch mitkommt. Er ist zwölf Jahre alt!«, schrie meine Mutter, dass es durch den ganzen Flur hallte. »Und was soll ich jetzt Ihrer Meinung nach tun? Soll ich ihn in einem Hotel unterbringen, ihm ein Zelt kaufen, ihn allein nach Hause zurückschicken?«

»Es tut uns leid, Signora ...«

»Das kann ich mir vorstellen!«

»Gibt es denn niemanden, der ihn aufnehmen kann?«

»Sie können ihn aufnehmen. Mich und ihn.«

»Signora, das geht nicht. Kinder sind hier nicht erlaubt.«

»Aber ich habe ausdrücklich gesagt, dass mein Sohn dabei ist. Von irgendwelchen Altersbeschränkungen war nie die Rede. Ich möchte mit Ihrem Vorgesetzten sprechen.«

»Ich bin der Vorgesetzte.«

»Dann will ich eben mit einem anderen Vorgesetzten sprechen. Mit einem, der Ihnen vorgesetzt ist.«

Es war aussichtslos, ich konnte dort einfach nicht bleiben. Es stand zwar ein Zimmer für eine Begleitperson zur Verfügung, aber Hunde, Pflanzen und Kinder waren verboten. Während man meinen Vater auszog, abtastete und an seinen ersten Tropf

anschloss, zogen wir uns auf die Terrasse einer einladenden Pasticceria zurück, die vom schirmförmigen Baldachin zweier Kiefern überschattet wurde. Zwischen den Häusern blitzte das Meer hervor. Außerhalb des Schattens brachte die Sonne den Asphalt zum Schmelzen, der Bürgersteig flimmerte. Irgendwo tobten Kinder in einem Pool; wir hörten ihre Schreie und das Platschen, wenn sie ins Wasser sprangen. Meine Mutter bestellte mir eine *granita al limone*, sie selbst nahm einen *caffè freddo*.

Sie schäumte vor Wut.

»Unglaublich!«, sagte sie und zündete sich eine Zigarette an. Ihre Hand zitterte. Sie nahm einen tiefen Zug, behielt den Rauch lange im Mund und stieß ihn dann heftig aus. »Wenn ich das gewusst hätte!«

»Wieso?«

»Meine Oma hatte eine Wohnung in Genua.«

»Und jetzt hat sie sie nicht mehr?«

»Auch sie gibt es nicht mehr, Zeno.«

»Ich weiß. Ich meine die Wohnung, was ist damit passiert?«

»Mein Vater hat sie geerbt, anschließend ich.«

»Und dann?«

»Haben wir sie verkauft.«

Der Kellner brachte unsere Bestellung. Ich nahm einen zu großen Löffel *granita*, die Kälte durchzuckte meine Zähne wie ein elektrischer Schlag und drang bis in mein Gehirn vor. Ich verzog schmerzhaft das Gesicht. »Das wusste ich gar nicht«, sagte ich und massierte mir die Schläfen. »Wieso weiß ich das nicht?«

»Die Wohnung über dem Montelusa musste renoviert werden. Wir brauchten Geld. Du warst noch klein.«

»Lag die Wohnung hier in der Nähe?«

Sie zeigte vage nach Westen.

»War sie groß?«

